

Neue Bücher

Kritische Sammelnotiz zu einigen anstehenden Bänden der Reihe „Volksleben“ und zu(m) „Abschied vom Volksleben“

Folgende Bände der vom Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen¹ betreuten Reihe „Volksleben“ – mit Einschluß des die Reihe abschließenden resp. unter ‚neutralem‘ Namen² wiedereröffnenden Schwellen-Bandes „Abschied vom Volksleben“ – lagen zur Besprechung vor:

Zauberei und Frömmigkeit. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1966. (= Volksleben. Bd. 13)

Populus Revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1966. (= Volksleben. Bd. 14.)

Gottfried Weissert: *Das Mildheimische Liederbuch.* Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1966. (= Volksleben. Bd. 15.)

Jörg Ehni: *Das Bild der Heimat im Schullesebuch.* – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1967. (= Volksleben. Bd. 16.)

Heinz Otto Lichtenberg: *Unterhaltsame Bauernaufklärung.* Ein Kapitel Volksbildungsgeschichte. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1970. (= Volksleben. Bd. 26.)

Abschied vom Volksleben. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1970. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts [. . .]. Bd. 27.)

Diese Auswahl aus der zweiten Epoche der Reihe „Volksleben“ (vom ‚magischen‘ Band „13“ bis zum janushaften Eröffnungsband der 3. Dreizehner-Periode) – an sich nicht sonderlich signifikant und für die Reihe wohl weit weniger repräsentativ als durch das (vermutete) Interesse der „Jahrbuch“-Leser auf der einen Seite und andererseits durch (vertretbare) Sach- und Methodenkompetenz des Rezensenten motiviert –, diese Auswahl, in welcher freilich die Grundsatz-Referaten-Bände Nr. 14 („Populus Revisus“) und Nr. 27 („Abschied vom Volksleben“) in keinem Falle fehlen durften, gibt zu nachstehenden Überlegungen Anlaß.

1

Vermutlich würde die Kritik an den vorausgehenden Einzelbänden viel eindeutiger und entschiedener ausfallen, und ganz sicher wäre es im Sinne des in „Abschied vom Volksleben“ propagierten Bruches mit der volkscundlichen Forschungstradition nur konsequent, eröffnete man die Generaldebatte auf dem in diesem Band geforderten methodologischen und wissenschaftstheoretischen Reflexionsniveau, um von hier aus auf die vergleichsweise ‚überholten‘ Fragestellungen (Themen) und ‚naiven‘ Lösungsversuche (Methoden) der Vorläufer-Bände zurückzublicken. Doch wäre ein solches Vorgehen in Anbetracht der Wissenschaftsprogression gerade der letzten Jahre nicht nur ungerecht, sondern auch der Einsicht in den wirklich erreichten Forschungsfortschritt unzutraglich: Verloren ginge oder gar nicht erst eröffnet würde die Perspektive des (im Tübinger Ludwig-Uhland-Institut ja so beneidenswert lebendigen) inner- und interdisziplinären Aufklärungs- und Kommunikationsprozesses, zu dessen Beförderung doch wohl auch die offen-gebliebenen Fragen und methodischen Aporien der vorausgegangenen Untersuchungen beigetragen haben. Verschlösse bliebe jedoch vor allem – und dieser Einwand wiegt am schwersten – die Einsicht in die Prozeßhaftigkeit und damit den transitorischen Charakter auch der zuletzt erreichten Positionen, eine Einsicht, deren Fehlen blind macht für die Notwendigkeit sowohl wie für die Chance einer weiterführenden Revision des Revidierten.

Unter diesen Umständen empfiehlt es sich, die einzelnen Bände der Reihe „Volksleben“ in der Reihenfolge ihres Erscheinens vorzustellen, mit einer Ausnahme, deren pointierte Begründung wir uns nicht entgehen lassen wollen: Band „13“ (mit der folkloristisch interessanten Vorbemerkung „Dreizehn“) – datiert auf den „13. Mai 1966“ und ausgezeichnet zum Preis von „DM 13,-“ –

Band 13 also rangiert in unserer Reihenfolge nach Band 14 (Protokoll einer Arbeitstagung zum Thema „Volksleben in unserer Zeit“ von Ende April desselben Jahres) und tauscht somit seinen ‚magischen‘ Platz mit dem – Gottseibeius! – aufklärerischen ‚Schwellen‘-Band „Populus Revisus“.

2

Schon der Titel, den, wie ein Schweizer Kritiker gar nicht so spitzfindig bemerkte, „ein Römer [...] nicht verstanden“ hätte³, wirkte wie ein Programm: weit aufgestoßen wird das Scheunentor des schon lange zum Heimatmuseum zweckentfremdeten und schließlich gar zum Flohmarkt heruntergekommenen Erbhofs, den nach einer unverbrieften, in der Volkskunde gleichwohl hartnäckig tradierten Sage einst einmal das „Volk“ in eigener Person bewirtschaftet haben soll; der Blick auf die merklich veränderte Landschaft der modernen Lebens- und Arbeitswelt wird freigegeben; der Volksbegriff geht in die Revision. Dieser Prozeß vollzieht sich in den einzelnen Referaten und den oft nachklärenden Diskussionsbeiträgen der einzelnen Referenten mit durchaus verschiedener Stoßrichtung, Reichweite und Intensität. Gemeinsam ist ihnen allen, wenn man diese Feststellung nicht pressen will, die Ausweitung des Methodenfelds und Gegenstandsbereiches. So bezieht Ingeborg *Weber-Kellermann* das Phänomen der Mode mit in die Trachtenforschung ein, Walter *Hävernick* und sein Mitarbeiter Herbert *Freudenthal* wenden sich mit volkskundlichem Interesse dem Großstadtleben und hier besonders dem Vereinsleben der Stadt Hamburg zu. Ina-Maria *Greverus* untersucht das gruppentypische Verhalten der Gastarbeiter zwischen Anpassung und Selbstbehauptung, sozio-kultureller Assimilation und Rückorientierung an heimischen Verhaltensmustern, Georg R. *Schroubek* das Aufkommen neuer Wallfahrtsbräuche unter den Heimatvertriebenen und Rudolf *Schenda* das Angebot der Schriftenstände in katholischen Kirchen als Beispiel eines bisher wenig beachteten Massenmediums. Herbert *Schwedt* ermittelt mit Hilfe differenzierender Feldforschung die Verbreitung und Frequenz von Brauchtumsformen im ländlich-industrialisierten Interferenzbereich. Soviel zur Ausweitung des Gegenstandsbereichs, mit welcher eine mitunter etwas zaghafte methodische Neuorientierung nicht immer Hand in Hand geht.

Methodisches Neuland betritt, wenn man einmal von der freilich ganz unhermeneutischen Inbeziehungsetzung von „historischer Methode“ und „Gegenwartsforschung“ im Eröffnungsvortrag Karl-S. *Kramers* und der ‚technischen‘ Verbesserung der Brauchtumsdokumentation durch Verfilmung nach dem Vorschlag Johannes *Künzigs* absieht, vor allem Hermann *Bausinger* mit seinen Überlegungen „Zur Kritik der Folklorismuskritik“, die in der Sache durch Wolfgang *Brüdeners* Bestandsaufnahme zum „Vereinswesen und Folklorismus“ in Südhessen (und teilweise auch durch Rudolf *Schendas* schon erwähnten Beitrag) materialreich untermauert werden. Zu sprechen ist hier von dem in der Volksliedforschung („zweites Dasein des Volkslieds“) schon längst beachteten, nun aber erst in seiner vollen hermeneutischen Konsequenz erschlossenen und ausgeloteten Phänomen des Rücklaufs, auf welchem Weg die Gegenstände volkskundlicher Forschung vermittelt dieser Forschung, doch weithin ihrer Aufmerksamkeit entzogen, gewissermaßen hinter ihrem Rücken wieder ins ‚Volk‘ gelangen, um dort aufs neue in der Form des Folklorismus Fuß zu fassen.

Hier tut sich nun als erstes ein ernstes erkenntnistheoretisches Dilemma auf: Folklorismus als Gegenstand der volkskundlichen Gegenwartsforschung ist als „angewandte Volkskunde von gestern“ zugleich schon volkskundlich vermittelt, wenn er zum Gegenstand dieser Forschung wird. Eine kategorische Trennung primärer („volkstümlicher“) und sekundärer (folkloristischer) Tradition ist nicht nur theoretisch undurchführbar, sondern hat für die Praxis noch die fatale Folge, daß erstere (die ‚eigentliche Volkskultur‘), wo man sie gegen letztere (die folkloristische Massenkultur) desungeachtet ausspielt, in letztere mutiert.

Genauso ernstzunehmen und für die Wissenschaftspraxis noch weit verhängnisvoller sind die politischen Implikationen dieser hermeneutischen Ambivalenz: Muß schon die Folklorismuskritik im einzelnen „vielfach“ herhalten zur „Kritik an der Demokratisierung bisher exklusiver Einstellungen“, so dient das „Pochen aufs Ganze und Ursprüngliche“ (sei es in traditionalistischer Abwehr des Folklorismus durch ‚seriöse‘ Fachvertreter oder sei es zum Zwecke seiner Naturalisierung und Legitimierung als ‚seriöser‘ Forschungsgegenstand) in letzter Konsequenz der Rechtfertigung „verfehlte[n] Totalitätsanspruch[s] einer pluralistischen Gesellschaft“. Der ideolo-

griechische Anspruch der Volkskunde (und an die Volkskunde) als Wissenschaft ist damit angemeldet. Über seine Einlösung wird im folgenden zu sprechen sein.

3

Noch unbeschwert von methodologischen Zweifeln gibt sich der mit „Populus Revisus“ um Platz „13“ konkurrierende Sammelband „Zauberei und Frömmigkeit“. Die einzelnen Beiträge – Regine Grube-Verhoeven untersucht „Die Verwendung von Büchern religiösen Inhalts zu magischen Zwecken“, Barbara Oertel stellt „Ein Rezept- und Zauberbüchlein vom Ende des 18. Jahrhunderts“ vor, Irmgard Hampp desgleichen „Eine ‚Zauberrolle‘ aus dem 17. Jahrhundert“ [„Sigilla Salomonis“]–, sie wenden sich alle mehr oder weniger direkt ihrem Gegenstande zu, was schon darin zum Ausdruck kommt daß im Mittelpunkt der beiden letztgenannten Beiträge jeweils die Edition des vorgestellten Textes steht. (Die Edition der „Sigilla Salomonis“ wird ergänzt durch ein als Leporello beigegebenes Faksimile und eine Farbaufnahme, die Edition des Kirchheimer „Rezept- und Zauberbüchlein[s]“ durch Wort- und Sacherläuterungen von Utz Jeggle und Rudolf Schenda.) Liegt hier die hermeneutische Ambivalenz des Gegenstandes gewissermaßen offen zutage? Ist (in vorreformatorischer Zeit) Magie die Theologie des ‚kleinen Mannes‘, gewinnt sie (in nachreformatorischer Zeit) mit der Verbreitung der Bibel und des Gesangbuchs ihr ‚zweites Dasein‘? Ist Aberglaube und magische Praxis so etwas wie die Massenideologie des vor-aufklärerischen Zeitalters? Solche und andere, in dieselbe Richtung weisende Fragen (die in der vorliegenden Untersuchung nicht gestellt werden) drängen sich auf, wenn man, den Ausführungen Regine Grube-Verhoevens folgend, die weite Verbreitung magischer Praxis mit Bibel (nebst Apokryphen), Gebetbuch und Gesangbuch zur Kenntnis nimmt. Und in diese Richtung weisen auch die von Hermann Bausinger in der „Vorbemerkung“ beigesteuerten Beobachtungen zum christlich-religiösen Symbolgehalt des magischen Textes (hier: „Sigilla Salomonis“) und zur ambivalenten Rolle der magisch-religiösen Doppel-Kategorie „Erfahrung“, auf welche man sich ebenso immer wieder „im Kampf gegen den Aberglauben“ berufen konnte, wie sie umgekehrt „als wesentlicher Bestandteil der (Aber-)Glaubensüberzeugungen“ magischer Gebrauchstexte vielerorts in Anspruch genommen wird.

4

Gottfried Weissert versteht seine großangelegten Untersuchungen über „Das Mildheimische Liederbuch“ als „Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung“. Das ist insofern berechtigt, als es sich bei Rudolf Zacharias Becker, dem Herausgeber oder – wie man in Anbetracht des Reiseunternehmens besser sagen würde – Veranstalter des „Mildheimischen Liederbuchs“ um einen der profiliertesten und ganz sicher um den erfolgreichsten Volkserzieher der Aufklärung handelt. (Zum Massenerfolg seines Mildheimer „Noth- und Hilfsbüchlein[s]“ vgl. die Besprechung unter Nr. 6.)

Das „Mildheimische Liederbuch“ kann aber auch insofern repräsentativ für die volkserzieherischen Bestrebungen der Aufklärer genannt werden, als diese in der Einführung und Verbreitung ‚neuer Volkslieder‘ nicht nur eine erfolgversprechende Möglichkeit der Popularisierung ihrer philosophisch-wissenschaftlichen Ideen sahen, sondern auch einen Weg zu ihrer Umsetzung in die gesellschaftliche, zumindest aber pädagogische Praxis. War diese Einschätzung richtig? Hat sie sich bewährt? Wir erhalten auf diese (so nicht gestellten) Fragen in der vorliegenden Untersuchung indirekt auf zweierlei Weise Antwort. Einmal kann Weissert auf Grund umfangreicher Quellenstudien im Freiburger Volksliedarchiv den Nachweis führen, daß über 100 der insgesamt 877 Lieder dieses ‚weltlichen Gesangbuchs‘ ein Nachleben hatten, also direkt (oder indirekt, worüber man freilich gerne näheres wüßte) rezipiert und weiterüberliefert wurden. Man kann demnach von einer Wirkungsgeschichte dieses Liedguts sprechen und von dort auf zeitgenössische Wirkung der Lieder selbst zurückschließen. Zum andern kann der Verfasser durch gründliche Aufarbeitung der dem „Mildheimischen Liederbuch“ vorausgehenden, sein Erscheinen begleitenden und seine Nachwirkung beschneidenden „Volkslied“-Diskussion die Maßstäbe liefern resp. zurechtrücken, nach denen die Volksliedintentionen der Aufklärung (wie auch ihrer schließlich obsiegenden Gegner aus dem Lager der Genie-Ästhetik und Romantik) gemessen werden können. Hier liegt, nach Ansicht d. Rez., neben den vielen mehr literaturwissenschaftlich interessanten Einzelergebnissen dieser Arbeit auch ein Stück volkswissenschaftliche Pionierleistung: Die kritische Rezeption der „Volks-

lied“-Diskussion des 18. und 19. Jahrhunderts schafft Voraussetzungen für die Kritik der Volksliedforschung des zwanzigsten.

5

Mit einem Thema der Gegenwartsvolkskunde befaßt sich die Arbeit „Das Bild der Heimat im Schullesebuch“ von Jörg *Ehni*. Sie teilt sich in dieses Thema freilich mit der Allgemeinen Pädagogik und der Literaturdidaktik, eine jener (für die Gegenwartsvolkskunde bezeichnenden) Gegenstands- und Methodenüberschneidungen, welche der volkskundlichen Forschung noch manche harte Nuß zum Knacken geben werden.

Der Verfasser behilft sich angesichts dieser komplizierten Sachlage für den volkskundlichen Sektor mit einer ‚schlichten‘ Gegenstandsbeschreibung, bei welcher ihm indessen sein ‚volkskundliches Gewissen‘ durchaus zur Richtschnur dienen kann. Fast alle „Requisiten“ nämlich, die er in den Lesetexten der von ihm herangezogenen (Grund- und Hauptschul-)Lesebücher zu einem „Bild der Heimat“ montiert findet, erinnern den Volkskundler der Gegenwart doch sehr deutlich an beliebte, um nicht zu sagen: die klassischen Gegenstände der heimatpflegerischen Volkskunde der jüngeren wie der schon etwas weiter zurückliegenden Vergangenheit. (Ein schönes Beispiel, wie man in diesem faszinierenden Fach mit seiner doppelbödigen Hermeneutik selbst durch Introspektive und historische Anamnese einen Forschungsgegenstand konstituieren kann!) Und liest sich die Kapitelüberschrift „Die dualistische Ideologie in der Darstellung von Stadt und Land“ nicht wie ein fortlaufender Kommentar zu so manchem Schinken in den Regalen volkskundlicher Bibliotheken? „Schöne Oberfläche“, „Heile Welt“, „Feierliche Schauer“, „Besinnliche Rückschau“, „Schicksalhafte Bindung“ – wie gut, daß dieser Mummenschanz pseudokultureller Heimatkli-schees nun aus der Gelehrtenstube und – wozu Verf. mit dieser Untersuchung sein Teil beiträgt – hoffentlich auch bald aus der Schulstube eskamotiert wird.

6

Als Gegenstand seiner Untersuchung benennt Heinz Otto *Lichtenberg* eine um die Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgetretene (und um die Mitte des 19. Jhs. wieder verschwundene) „Literaturgattung, deren Adressat der Bauer, deren Ziel dessen [des Bauern] Aufklärung und Bildung und deren Grundform die Erzählung ist“. Die Abgrenzung ist damit markiert sowohl gegen die für ein feudales Lesepublikum bestimmte „enzyklopädistische „Hausväterliteratur“ des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als auch gegen die „belletristische Dorf-literatur“ der Folgezeit und ihre Trivialisierung im eskapistischen Blut- und Boden-Kitsch.

Ein reiches Material wird ausgebreitet, dessen Paradestück, Rudolf Zacharias Beckers „Noth- und Hilfsbüchlein“, es immerhin, die vielfältigen Übersetzungen mitgerechnet, zur Millionen-Auflage gebracht hat. Eine „ungelöste Frage“ bleibt es, „ob die Bauernbüchlein ihren Adressaten überhaupt erreicht haben“, da dieser, „auch wenn er lesen und schreiben konnte, sich so gut wie nie schriftlich geäußert hat, geschweige, daß er dies über Gebrauch von und Erfahrung mit Büchern getan hätte“. So bleibt die Untersuchung trotz brauchbarer Analysen zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Bauern und zur Rolle der Landgeistlichen und Dorfschullehrer bei der Vermittlung aufklärerischer Lehrinhalte an der entscheidenden Stelle stumm. So stumm wie, für die volkskundliche Forschung, noch lange Zeit nach der Bauernaufklärung ihr Adressat, der Bauer.

7

Der zweite Schwellen-Band (nach „*Populus Revisus*“) trägt den programmatischen Titel „Abschied vom Volksleben“ und dazu im Vorwort den – in seiner Ernsthaftigkeit – fast schon wieder ein wenig (selbst-)ironischen Verweis, daß diese Titelgebung nicht als „neckische Selbstironie“ (im Hinblick auf die Titeländerung der Buchreihe) aufzufassen sei, sondern in seiner Negativität das „Eingeständnis“ ausdrücke, „daß der Ausgangspunkt der Reise eindeutig zu bestimmen, ihr Ziel-punkt nur schemenhaft erahnt ist“. Und weiter lesen wir: „Die eigentliche Arbeit beginnt erst, wenn der Abschied vollzogen ist. Das kommt in den Aufsätzen in der Weise zum Ausdruck, daß nur an wenigen Stellen versucht wird, ‚konstruktiv‘ und detailliert darzulegen, wie jene Wissenschaft auszusehen hat, die Volkskunde ‚aufheben‘ soll.“ – Wahrhaft mutige und beherzigenswerte Worte vor einer großen und möglicherweise gefährlichen Reise, wie man sie sich, den letzten Anflug von Heimweh übertönend, selber und vielleicht auch gegenseitig vorspricht, wenn man eben, vor einer großen und möglicherweise gefährlichen Reise, zum Abschied sich ein Herz faßt.

Im selben Sinne, nur unter anderem Bild, ist auch davon die Rede, daß es nicht angehe, „sich ‚in bescheidener Manier‘ an die Raumaufteilung des alten Forschungsgebäudes zu halten und nur die Gemächer mit modernen Tapeten – einem neuen Vokabular – zu verschönern und in noch freie Winkel einige neumodische Möbelstücke zu schieben“, sondern daß es vielmehr gelte, „das Gebäude als Ganzes mit kritischen Augen zu betrachten und, wenn man es unbewohnbar findet, Platz und Material für einen Neubau zu bestimmen.“⁴ Eine Revision von Grund auf also? Noch gründlicher als in „Populus Revisus“?

Man wird beim Lesen des Bandes (den es durchaus zu studieren lohnt) vor allem den Eindruck gewinnen, daß die volkskundliche Forschung, wie sie sich hier mit neuem Wissenschaftsanspruch und mit neuen, merkwürdigen Namen präsentiert, in einer Rezeptionsphase befindlich ist, die möglicherweise noch eine Weile andauert. So spricht etwa Utz Jeggel zu Anfang seines Beitrags („Wertbedingungen der Volkskunde“), welcher es sich zum Ziel setzt, die soziologische Werturteilsdiskussion für die volkskundliche Forschung aufzuarbeiten, selbst davon, daß die Systematik seiner Darstellung unter der „qualitativen Differenz“ zu leiden habe, die zwischen soziologischer und volkskundlicher Methodologie noch immer bestehe. Horst Neißer, der die statistische Methode der volkskundlichen Forschung nahelegt („Statistik, eine Methode der Volkskunde“), räumt ein, daß an eine „Auseinandersetzung mit der Statistik und ihrer immanenten Problematik“ nicht zu denken sei, da die anderen Disziplinen auf diesem Gebiet „zu weit fortgeschritten“ seien. Martin Scharfe decouvriert in seiner „Kritik des Kanons“ zwar den volkskundlichen Kanon als „Theoriesurrogat“, ohne jedoch die Ebene der Theoriebildung, von welcher eine den Kanon ablösende Gegenstandstheorie zu erhoffen wäre, schon bezeichnen zu können. Gustav Schöck sieht sich gezwungen, der noch fehlenden „Theorie des Volkstums“ vorläufig eine Theorie der volkskundlichen Gegenstandserfassung zu supponieren („Sammeln und Retten. Anmerkungen zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie“). Thomas Metzgen beschränkt sich in seinen „Anmerkungen zur ‚Volkskunde der Schweiz‘ von Richard Weiss“ auf eine Individualkritik, die für den angemeldeten erkenntnistheoretischen Anspruch zu sehr am Gegner kleben bleibt. Rudolf Schenda befaßt sich mit dem vernachlässigten Gebiet der volkskundlichen „Befragung“ („Einheitlich – Urtümlich – Noch Heute. Probleme der volkskundlichen Befragung“) und verspricht sich von einem Gleichziehen mit der empirischen Sozialforschung zwar eine verbesserte volkskundliche Fragebogentechnik, nicht aber eine „neue empirische Methode“.

Am weitesten in theoretisches Neuland vor stößt wiederum Hermann Bausinger, der, seine früheren hermeneutischen und gegenstandstheoretischen Ansätze konsequent ausbauend, über eine Rezeption vor allem amerikanischer Geschichtstheorie einer – nun freilich auf „Historische Volkskunde“ beschränkten – volkskundlichen Hermeneutik schon sehr nahe kommt. Und diese hermeneutische Konzeption liegt, gemessen an der theologisch-philosophisch-soziologischen Hermeneutik-Diskussion, gegenwärtig durchaus vorne. Bleibt noch hinzuweisen auf den beachtlich konzisen und dabei doch weit ausgreifenden Beitrag von Roland Narr, der nicht nur eine repräsentative Methodenkritik des letzten Dezenniums volkskundlicher Einzelforschung bietet und die Ergebnisse der in diesem Zeitraum zum Durchbruch gelangten „Kritischen Theorie“ einblendet, sondern auch die möglichen Aufgaben künftiger volkskundlicher Forschung an einer Reihe instruktiver Beispiele konkretisiert („Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft“). Seiner abschließenden Forderung: „Ziel der Forschung sollte es sein, das ‚Volk im Sinn der Volkskunde‘ aufzulösen, damit die Menschen, die gemeint sind, aus ihrer nicht ‚selbstverschuldeten Unmündigkeit‘ geführt werden“, kann man nur beipflichten und der neu eingerichteten Forschungsdisziplin wünschen, daß sie auf ihrer nun angetretenen Reise dieses Ziel erreicht. Vielleicht kann dann die nächste Revision auch wieder den Volksbegriff zu Ehren bringen, dann nämlich, wenn man mit der antizipierenden Formulierung des schon herangezogenen Vorworts wird sagen können: „Volksleben ist nicht mehr länger Objekt der Forschung; das Ziel ist vielmehr ein menschliches Leben des Volkes.“ Wird so am Ende aus dem „Populus Revisus“ tatsächlich noch ein „Populus Redivivus“?

Götz Eberhard Hübner

Anmerkungen

¹ Seit 19. 5. 1971 umbenannt in: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft.

² Der bisherige Untertitel tritt mit Bd. 27 („Abschied vom Volksleben“) an die Stelle des Haupttitels: „Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen“.

³ Hans Trümpy in seiner Rezension des Bandes in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 64 (1968), S. 81–82.

⁴ Auf das (volkskundlich interessante) Phänomen der Überlagerung und Durchsetzung ‚volkstümlich‘-lebensnaher Metaphorik mit der Begriffssprache der „Negativen Dialektik“ sei hier nur am Rande hingewiesen. Es findet sich, was die Frage nur noch interessanter macht, in gegensätzlicher Entsprechung ja auch bei einigen Vertretern dieser Philosophenschule.

*

Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtforschung. (Volksleben Bd. 18.) Tübingen 1967. 309 S., 61 Abbildungen. DM 17,80

Dies ist der dritte Sammelband des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtforschung, der in der Reihe „Volksleben“ erschienen ist. Er bringt das Thema zu einem gewissen Abschluß. Hermann Bausinger legt eine Reihe interessanter Aufsätze vor, die zwischen 1964 und 1966 auf Fachtagungen als Referate gehalten worden sind. Der Herausgeber leitet den Band mit einem Aufsatz über „Akzente der Fasnachtforschung“ ein und deutet gleich die Spannweite des Themas an. Die theologische Problematik wird durch Dieter Narr mit geistlichen Äußerungen besonders aus dem 18. Jahrhundert angerissen, von Fritz Mack durch evangelische Stimmen der jüngsten Zeit vertieft und von Bausinger in der Einleitung durch den Hinweis auf die Haller Kontroverse von 1957 ergänzt. Zu drei geschichtlichen Längsschnitten über die örtliche Fasnacht in Markdorf, Überlingen und Freiburg gesellt sich eine Untersuchung über „Die Fasnacht in der Baar im Spiegel historischer Zeugnisse“. Kernstück des Bandes ist der Aufsatz von Hans Moser über „Städtische Fasnacht des Mittelalters“. Er sprengt nicht nur den schwäbisch-alemannischen Rahmen, indem er zahlreiche ausländische Quellen beizieht und damit gemeinsame europäische Braucherscheinungen findet, sondern bringt völlig neue Ansätze in die Forschung. Er kann nämlich nachweisen, daß nicht der Ernst der Mythen und der Magie, sondern das spielerische, ja parodistische Element von Anfang an überwiegt. – Der Sammelband schließt mit zwei Untersuchungen über Tierkopfmasken und Gesichtsmasken, die ebenfalls den lokalen Rahmen sprengen und z. T. bis zur antiken Ikonographie zurückgreifen.

W. Hampele

Herbert Schwedt: Kulturstile kleiner Gemeinden. (Volksleben Bd. 21.) Tübingen 1968. 174 S. DM 14,25

Die Untersuchung beruht auf einer eingehenden Befragungsaktion in den Kreisen Tübingen und Ulm aus den Jahren 1964 bis 1966. Dem Verfasser geht es nicht um Reliktforschung, sondern um die Frage, wie Gemeinde und Brauchtum in der technisierten dörflichen Welt zusammenhängen. Der lange Untersuchungszeitraum bringt sicher manchen Unsicherheitsfaktor, andererseits hat Schwedt sich einen Zeitraum gewählt, der schon eine gewisse Konsolidierung der technischen Entwicklung in Dorf und Landwirtschaft garantiert, so daß seine Ergebnisse auch durch die derzeitigen Gemeinde- und Gebietsreformen nicht überholt sind, sondern nur modifiziert und fortgeschrieben werden müssen. So gibt die Arbeit trotz ihres relativ kleinen Untersuchungsgebiets interessante Einsichten. Der Verfasser macht deutlich, daß die Funktion wichtiger ist als die Tradition, weil es auf die soziale Dimension ankommt. Denn Bräuche sind, wie er bemerkt, Funktionen sozialer Bewußtseinsformen, und jedes menschliche Zusammenleben ist auf solche Riten und Zeremonien angelegt. So zeigt die Arbeit, wie an einem herkömmlichen Thema der Volkskunde neue Fragen zu neuen Antworten führen, die die Volkskunde als Sozialwissenschaft erweisen.

W. Hampele

Jens-Ulrich Davids: Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik. Ursprünge und Strukturen. (Volksleben Bd. 24.) Tübingen 1969. 289 S. DM 16,40

Diese Tübinger Dissertation ist keine volkskundliche Untersuchung alten Stils. Dem Verfasser ist das Wildwestheft vor allem ein soziales, nur nebenbei ein ästhetisches Phänomen, und er deutet